

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 8

Dienstag, den 24. Februar 1914

3. Jahrgang

Bebels letzter Gruß.

Von Franz Mehring.

Der 22. Februar dieses Jahres ist ein Tag trauriger Erinnerung für die Arbeiterklasse, denn an ihm hätte August Bebel seinen vierundsiebzigsten Geburtstag gefeiert, und wir mit ihm. Aber der Schmerz wird gemildert und die Trauer löst sich auf in wehmütigen Stolz, wenn wir zu diesem Tage einen letzten Gruß der hellen Stimme hören, die die proletarischen Schlachtreihen so oft zu Kampf und Sieg angefeuert hat.

Es war ein guter Gedanke unseres Stuttgarter Parteiverlags, den dritten Band von Bebels Denkwürdigkeiten, den Bebel unvollendet hinterlassen hat, zum 22. Februar herauszubringen. Wer diesen Gedenktag recht feiern will, der lese eine Stunde darin oder auch ein paar. Dann wird vor ihm ein lebendiges Bild aufsteigen von der schwersten, aber auch glorreichsten Zeit, die die deutsche Partei in den fünfzig Jahren ihres geschichtlichen Daseins erlebt hat, ein lebendiges Bild auch von dem Manne, der die schwerste Last dieser schweren Zeit getragen hat. Die schwerste Last nicht deshalb, weil ihn persönliche Not härter bedrängte als andere, sondern im Gegenteil: weil er in diesem Betracht die Armsfreier hatte, als die meisten seiner Kampfgefährten, eben deshalb aber die fürchterlich lastende Verantwortung für das Schicksal der Partei in erster Reihe auf seine Schultern nehmen mußte.

Es waren seine sorgenvollsten Jahre, wie Bebel selbst gesteht, die ersten Jahre des Sozialistengesetzes. Zum ersten Male in der Geschichte mußte eine Arbeiterpartei, noch jung an Jahren und kaum erst in einer einheitlichen Phalanx zusammengeschlossen, einen Kampf auf Leben und Tod mit allen Machtmitteln eines modernen Großstaates aufnehmen. An dem Tage, wo das Sozialistengesetz verkündet wurde, brach es auch schon wie ein Kartenhaus zusammen, soweit es überhaupt ein Gesetz sein sollte und wollte, das der rohesten Willkür noch irgend eine Schranke zog; mit einem derben Fußtritt schlenderte Bismarck all die feierlichen Versprechungen auf den Gehricht, mit denen er den Reichstag über seine ruchlosen Pläne geläuscht hatte.

Es wäre ein Wunder gewesen — und Wunder kennt die Geschichte moderner Proletarier nicht —, wenn die junge Partei den zerschmetternden Schlägen, die hageldicht auf sie niederfielen, sofort einen unzerbrechlichen Widerstand entgegengekehrt hätte. Manche Führer versagten, und auch die Reihen der Mannschaft lockerten sich an manchen Orten; von denen, die bei der Fahne blieben, drängten die einen zu raschem Handeln, auf die Gefahr der Tollkühnheit, die alles aufs Spiel setzt, um alles zu verlieren, rieten die andern zu bedächtigem Handeln, auf die Gefahr einer Bagdadisterei die nichts gewinnen kann, weil sie nichts zu riskieren wagt. Aber wenn diese Verwirrung unvermeidlich war, so währte sie doch nicht lange: nach einem Jahre hatte die Partei ihr auswärtiges Organ, nach einem zweiten Jahre hielt sie ihren auswärtigen Parteitag und nach einem dritten Jahre bestand sie die Generalversammlung der Reichstagswahlen mit einem Erfolge der bis in die prunkenden Säle des Königsschlusses Verfürgung und Schrecken verbreitete. Es war der entscheidende Schlag, wenn auch die Partei noch neun Jahre mit dem „Grosz des Jahrhunderts“ spielen mußte, wie die Rahe mit der Maus.

Eben diese Jahre sind es nun, die Bebel im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten schildert, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sie tiefere Einblicke in die Lebensbedingungen des proletarischen Klassenkampfes gewähren, als die Zeiten ruhigen Fortschritts oder auch die Tage rauschender Triumphe. Wie sich das innerste Wesen eines Menschen in einem Kampf enthüllt, wo er bei Strafe des Unterganges jede Muskel und jede Sehne anspannen muß, so auch das innerste Wesen einer Partei. Und noch ein anderes kommt hinzu, was diesen Band wohl zu dem lehrreichsten und lesenswertesten Teil von Bebels Denkwürdigkeiten macht. Wenn er in den beiden früheren Bänden, namentlich in dem zweiten, mitunter gar zu weit in die allgemeine Geschichte der Partei hinüberschweifte, so ist er in dem dritten Bande, der sich naturgemäß in verhältnismäßig engen Kreisen abspielt, vor dieser Gefahr behütet. Er muß weit mehr persönliche Erinnerungen aufzeichnen, was wir heute, da er nicht mehr unter uns weilt, am wenigsten beklagen werden.

Da wandeln sie leibhaftig an uns vorüber, die alten Seerführer und Ratmannen der Partei: viele, die schon der fühle Rasen deckt, gar manche auch, die noch rüstig unter uns schafften. Da ist Geib, dem das Schandgesetz so früh das feinsühlende Herz brach, da ist Bracke, der allzeit treue Kamerad „einen bessern findest du nit“, da ist Motteler, die genialisch angelegte Künstlernatur mit der rastlos arbeitenden Phantasie und doch mit dem praktischen Geschick, das den „roten Postmeister“ über den fähigsten Verwaltungsbeamten der Bismarckerei siegen ließ. Motteler führt in den Kreis, der sich um das Züricher Parteiblatt sammelte und in allem schwerem Ernst der Zeit niemals den Humor verlor. So auch schildert Bebel den Wdener Parteitag mit lebendigen Farben und teilt gar manches aus seinen Verhandlungen mit, was bisher unbekannt war.

Auch der Briefwechsel Bebels mit Engels fesselt in diesem dritten Bande noch mehr, als schon im zweiten. Wiederum zeigte sich, daß mit den „Alten in London“ nicht leicht fertig zu werden war, und Bebel klagte wohl einmal über ihre „Nörgerei“ nicht ohne Grund. In mancher Beziehung mochten sie die schwierige Lage, in der sich die Partei nach Erlaß des Sozialistengesetzes befand, auch nicht gebührend einschätzen; im großen und ganzen hat man doch von Bebels Darstellung den Eindruck, daß ihr unablässiges Drängen, den proletarischen Kampf- und Klassencharakter der Partei ungeschmälert aufrecht zu erhalten, in der damaligen Krisis von großem Nutzen gewesen ist. Am heftigsten entbrannte der Streit um die Redaktion des neu gegründeten Parteiblattes. Kandidat der Londoner war Karl Girsch, ein hiesiger Kampfhahn, der zur Zeit, wo Liebknecht seine Festungshaft in Subertusburg abließ, schon das Zentralorgan der Eisenacher Fraktion und im ersten Jahre des Sozialistengesetzes die Brüsseler Laterne redigiert hatte. Wie diese Kandidatur dann doch im letzten Augenblick scheiterte und Bernstein der Mann wurde, der auf den heiß umstrittenen Platz gelangte, das erzählt Bebel in dem anziehenden Kapitel über den „Kanonengang nach London“, bei dem es übrigens ungleich gemüthlicher herging, als bei der Pilgerfahrt weiland Kaiser Heinrichs.

Sicherlich ist es zu beklagen, daß Bebel seine Denkwürdigkeiten nicht, wie er beabsichtigte, bis zum Erlöschen des Sozialistengesetzes hat fortführen können. Aber wenn es nun einmal nicht sein sollte, so wollen wir dankbar dafür sein, daß es ihm vergönnt gewesen ist, noch die Periode zu schildern,

Wo „in Frieden und Krieg, in Sturz und Sieg“, jene Politik besonnenen Kühnheit sich durchsetzte, die zu vertreten niemand berufener war als er, und die beredt zu schildern mit allem geschichtlichen Recht sein letzter Gruß an die Partei ist.

Der Kampf um die Religion.

Von einem Arbeiter.

Die Kirchenaustrittsbewegung die durch die Aufklärungsarbeit der Freidenkervereine und neuerdings durch das „Komitee Konfessionslos“ einen immer größeren Umfang anzunehmen scheint, bereitet den „gechlorenen“ und „geschietelten“ Herren große Schmerzen. Sollen doch in Großberlin allein gegen 40 000 Kirchenaustritte im verflohenen Jahre erfolgt sein. Unter der bekannten Devise: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben“, versucht man mit allen erdenklichen Mitteln der Austrittsbewegung Einhalt zu tun. Auch bei uns in Hessen beschäftigt sich die Geislichkeit in Konferenzen mit dieser Frage. Die Herren befürchten den Zusammenbruch des christlichen „Weltgebäudes“ und damit das Ende der christlichen Herrschaft.

Wenn es auch noch arme Teufel genug gibt, die sich noch mit der kirchlichen Kost abpeifen lassen, so sängt es doch gerade in katholischen Gegenden an zu rebellieren, nimmt doch die Austrittsbewegung gerade in diesen Gegenden immer größere Gestalt an. Nun versucht man, um die christliche Weltanschauung zu erhalten, die moralische Seite hervorzulehren mit der Erklärung, daß es ohne Christentum keine Sittlichkeit geben könne, daß mithin die christliche Weltanschauung die Grundlage für die sittliche Weltordnung bilde. Aber nirgends sind die sittlichen Entartungen stärker zutage getreten, als in der römisch-katholischen Kirche. Das arbeitende Volk muß nun begreifen lernen, daß es sich für die Herrschaften nicht darum handelt, wahre religiöse Ueberzeugung, die Humanität zu schüßen und zu fördern, sondern nur Kirche und Staat, die sich in brüderlicher Weise zum Schutze der heutigen Gesellschaftsordnung und zum Kampfe gegen das arbeitende Volk vereinigt haben, zu einer immer stärkeren Macht heranzubilden. Mit Recht verlangt hier die Sozialdemokratie: Trennung von Staat und Kirche. Sie fordert, daß die Religion zur Privatsache werden, daß die Religionsgemeinschaften fernerhin vom Staate nicht mehr unterstützt, noch in ihrer freien Betätigung eingeschränkt werden sollen. Daß sich aber Sozialdemokraten, wie die Gegner meinen, mit Fragen der Religion überhaupt nicht befassen, ihre Meinung darüber nicht äußern sollen, damit ja der Glaube nicht in Gefahr kommt, ist eine starke Zumutung und beweist, auf welch schwachen Füßen das Fundament ihrer Anschauung beruht. Das Programm der Sozialdemokratie verbietet keinem Parteigenossen, sich über Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu äußern. Es sollten sich vielmehr die Hüter der Religion freuen, wenn die Lösung der religiösen Frage immer mehr an Inerresse gewinnt. Daß sie das nicht tun, kennzeichnet das ganze Bestreben der christlichen Religionsgemeinschaften.

Kirchensläubige Religion und Sittlichkeit sind zwei grundverschiedene Faktoren. Die Idee des Urchristentums, die die Kirche so schmählich verlassen hat, war der Humanitätsgedanke, die Brüderlichkeit. Ein sittlicher Gedanke, den die Sozialdemokratie auf ihr Banner geschrieben hat. Und jetzt ist der Humanitätsgedanke die Sittlichkeit für das moderne Proletariat geworden, aber die Kirche mit frommer Deuselei hinwegeset. Karl Marx leitet in seiner materialistischen Geschichtsauffassung, die die wissenschaftliche Grundlage für die sozialdemokratische Sittenlehre bildet, auch alle religiösen Ideen aus der materiellen Welt ab. Alle geistigen Bewegungen haben ihren Ursprung in den Wirkungen und Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens. Das Vorhandensein einer willkürlichen Kraft, die Annahme einer persönlichen Gottheit, die gebietet über dem Universum nach freiem Ermessen schaltet und waltet, ist mit dem Stande unserer heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnis unvereinbar.

Damit sind die Gründe und nicht zuletzt auch die religiösen Gründe, die für den Austritt aus der Kirche sprechen, zur Genüge gegeben. Wir müssen, um mit Vieblnecht und Peus zu sprechen, zur Tat übergehen, um die Trennung von Staat und Kirche herbeizuführen, die schon seit Bestehen unserer geeinigten Parteiorganisation vergeblich gefordert wird. Der Staat wird sich so lange nicht dazu bequemen, diese Forderung zu verwirklichen, solange ihm das politische Hilfsmittel, die Kirche, noch hilfreich zur Seite steht. Nur durch die Mitgliedschaft zahlreicher, innerlich mit den Kirchenlehren längst zerfallener Personen bildet die Kirche heute noch eine große Macht, die alle freiheitlichen Bestrebungen illusorisch macht. Alle Denkenden sollten diese Frage recht ernsthaft erwägen und gegen die geistliche Bevormundung und politische Vergewaltigung mit dem einzig erfolgreichen Mittel zur Schwächung der politischen Macht der Kirche, dem Kirchenaustritt, protestieren. Wir erfüllen damit auch eine Pflicht unserer Familie gegenüber, indem wir unsere Kinder von dem geistigen Dill des verwerflichen, längst überlebten Dogmentrams in der Schule befreien. Nur durch beratige Maßnahmen wird es möglich sein, unserer Forderung: Trennung von Staat und Kirche und Trennung von Kirche und Schule baldigt zu ihrem Rechte zu verhelfen.

K. W. S.

Aus der Geschichte der Krisen.

Das Jahr 1913 hat noch kein allgemeines Abflauen der Konjunktur gebracht. Im Gegenteil, wenn auch in einzelnen Branchen, wie der Textilindustrie, Möbeln, Schuhwaren usw., bereits eine leichte Stöckung des Absatzes zu verspüren war, so ist doch die Gesamtproduktion noch über den Stand von 1912 heraus gesteigert worden, der seinerseits schon eine enorme Steigerung gegenüber allen früheren Jahren bedeutete. Aus dieser Tatsache haben manche schließen wollen, daß eine Krise in absehbarer Zeit noch nicht zu erwarten sei. Wie falsch ein solcher Schluß ist, lehrt ein Blick in die Geschichte der Krisen, denn er zeigt uns, daß bisher alle Krisen ohne Ausnahme aufgetreten sind in der Form eines urplötzlichen Zusammenbruchs unmittelbar nach stark gesteigerter Produktion.

Die erste Krise des 19. Jahrhunderts brach in England im Jahre 1818 aus. Unmittelbar vorher hatte die Gesamtproduktion Großbritanniens eine Höhe erreicht wie nie zuvor. Ums Jahr 1770, als Arkwright die Spinnmaschine erfand, gab es im ganzen Lande nur etwa 50 000 Baumwollspindeln; 1817 war deren Zahl auf nicht weniger als 6 500 000 gestiegen. Der Dampfwebstuhl, obwohl bereits 1784 erfunden, war bis 1815 kaum in Gebrauch; 1818 waren allein in der einen Stadt Manchester 2000 in Betrieb. Die Einfuhr der Baumwolle, die im Jahre 1790 nur 31 Millionen Pfund betrug, war bis 1814 nur wenig mehr als verdoppelt, nämlich auf 73 Millionen Pfund gestiegen; dann aber wuchs sie in den 4 Jahren bis 1818 auf 173 Millionen Pfund an. Ähnlich lagen die Dinge in den anderen Gewerbszweigen, und in entsprechendem Maße war der Konsum des Landes gestiegen, so daß alles in herrlichstem Flor stand, als plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der Zusammenbruch erfolgte.

Es dauerte jedoch nur wenige Jahre, und Englands Produktion hatte die Höhe von 1818 weit überflügelt. 1824 gab es in Manchester und Umgegend allein so viel Maschinenkraft für Baumwolle wie 1817 in ganz Großbritannien. Die Zahl der Dampfwebstühle in diesem Bezirk war von 2000 auf 20 000 gewachsen. Die Eisenproduktion bezifferte sich 1816 auf 38 000, 1824 auf 600 000 Tonnen. Der Konsum war seit 1816 gestiegen an Bier um 16½ Prozent, Tee um 20 Prozent, Kaffee um 43 Prozent, Papier um 51 Prozent, Baumwollwaren 119 Prozent. — So standen die Dinge 1824. Im Jahre darauf, 1825, erfolgte der plötzliche fürchtbare Zusammenbruch.

Diesmal begannen die Folgen der Krise schon 1827 zu schwinden; in wenigen Jahren war die Produktion so groß wie zuvor, 1835 hatte sie den Stand von 1824 weit überholt. Die Zahl der Dampfwebstühle für Baumwolle war auf 110 000 gestiegen. Für Wolle war der Dampfwebstuhl früher kaum angewandt worden, 1835 gab es deren 5000. Seit 1841 begannen die Eisenbahnen sich auszubreiten, die selbst eine Unmenge von Arbeit und Produktion erforderten und dem Handel und Wandel im allgemeinen einen mächtigen Aufstoß gaben. Die Kohlenproduktion war von 1830—1835 um ein Fünftel, nämlich von 15 auf 18 Millionen Tonnen gewachsen; dem entsprach der Stand der Produktion in den übrigen Gewerken sowie die Höhe des Konsums. — Und im Herbst 1836 erfolgte der Zusammenbruch.

Gehen wir von jenen ältesten Krisen über auf die allerneuesten, so zeigt sich genau dasselbe Bild. Vergleichen wir z. B., wie viel rohes Eisen in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung seit dem Jahre 1895 produziert worden ist, so ergibt sich folgende Zahlenreihe:

1895	71,9 Kilo	1901	90,3 Kilo	1907	147 Kilo
1896	90,1 Kilo	1902	75 Kilo	1908	115 Kilo
1897	104,8 Kilo	1903	96 Kilo	1909	124 Kilo
1898	105,7 Kilo	1904	112 Kilo	1910	136 Kilo
1899	128,7 Kilo	1905	116 Kilo	1911	135 Kilo
1900	131,7 Kilo	1906	134 Kilo	1912	158 Kilo

Die unterstrichenen Zahlen zeigen die Jahre unmittelbar vor dem Ausbruch der Krisen. Wir sehen eine gewaltig steigende Produktion 1899, eine Steigerung noch darüber

hinaus 1900 — und dann bricht die Krise aus. Genau dasselbe Schauspiel 1906 und 1907. Wenn nun die Zahlen für 1912 und 1913 (denn in diesem letzten Jahre, dessen genaue Zahlen wir noch nicht haben, ist ja die Produktion wiederum über den Stand von 1912 hinaus gesteigert worden) — wenn also die Zahlen für 1912 und 1913 aufs neue den gleichen Vorgang spiegeln, wie darf man dann daraus eine Sicherheit gegen erneute Krisengefahr herleiten!

Noch ein letztes Beispiel sei angeführt, die Produktion von Walzwaren in Deutschland seit dem Jahre 1897. Sie betrug pro Kopf der Bevölkerung:

1897 50 Kilo	1902 68 Kilo	1907 104 Kilo	1912 120 Kilo
1898 74 Kilo	1903 75 Kilo	1908 90,3 Kilo	
1899 84 Kilo	1904 82,7 Kilo	1909 93 Kilo	
1900 78 Kilo	1905 88,6 Kilo	1910 101 Kilo	
1901 61,4 Kilo	1906 102 Kilo	1911 100 Kilo	

Auch hier sehen wir, wie in den Jahren 1899 und 1900, sowie 1906 und 1907, d. h. unmittelbar vor den Krisen, die Produktion weit über den früheren Stand hinaus gesteigert worden ist. Wie man dann aus der Tatsache der stark gesteigerten Produktion den Schluß ziehen will, daß die Krise noch weit im Felde sei, erscheint geradezu unerfindlich. Im Gegenteil, diese vollständige Uebereinstimmung, im Verlauf aller bisherigen Krisen hat vielmehr alle Welt an den Gedanken gewöhnt, daß eine so starke Steigerung der Produktion als ein Vorbote der Krise anzusehen sei. Dieser Gedanke kommt auch der Wahrheit bedeutend näher, zumal wenn, wie heute, die stark gesteigerte Produktion begleitet ist von ebenso stark gesteigerter Arbeitslosigkeit. Nur darf man sich nicht darüber täuschen, daß hiermit nur ein äußerliches Symptom, aber noch keine Ursache der Krise erkannt ist.

Wie wurde das Radium entdeckt?

Wenn schon ein antiker Schriftsteller den Zufall die Mutter der Weisheit genannt hat, verriet er damit, wie alt das Wissen darum ist, daß ein guter Teil, eigentlich das Beste wissenschaftlichen Besitzes, nicht so sehr erarbeitet, wie vielmehr aus glücklichem Ungefähr entstanden ist, freilich nur dann, wenn ein weitschauender Kopf imstande war, das durch den Zufall offenbarte Neue als solches zu erkennen und dann zielbewußt weiter zu verfolgen.

Welch eigenartige Verbindung von Zufall, Scharfsinn und Fleiß aber dazu gehört, um die Kultur durch eine große Entdeckung zu fördern, geht aus der neuerdings bekannt gewordenen merkwürdigen Entdeckungsgeschichte des Radiums hervor, die, wie sich immer klarer erweist, zu einem Wendepunkt der Naturerkenntnis von größter Tragweite führte.

Die Vorbedingung der Radiumentdeckung war die Kenntnis der Röntgenstrahlen, die selbst aus einem Zufall aus Tageslicht kamen. Sofort nach ihrer Entdeckung stellte sich der französische Physiker *Poincaré* die Frage, ob denn nicht die an der Wand der Röntgenröhre wahrnehmbaren Lichtschimmer die Ursache der merkwürdigen, durch Salz und Fleisch dringenden neuen Strahlen sei. Er löste sie nicht befriedigend, daher nahm sein Kollege *Bequerel* die Sache nochmals auf, denn schon sein ebenfalls physikalisch forschender Vater hatte sich als Lieblingsgegenstand das eigentümliche Ausstrahlen gewählt, das jedermann z. B. vom Petroleum kennt. Man nennt es Fluoreszenz, wenn Petroleum im darauf fallenden Sonnenlicht blau schimmert. Diese Fluoreszenz hat in hervorragendem Maße ein Salz, das in der Wissenschaft unter dem schwerfälligen Namen Uranalkalisulfat bekannt ist. Davon besaß *Bequerel* von seinem Vater her eine ganze Menge, und aus bloßer Neugierde, um zu sehen, ob Fluoreszenz und Röntgenstrahlen etwas Ähnliches seien, machte er einen „Röntgenversuch“ mit seinem Salz. Er wickelte es in schwarzes Papier ein und legte es im Dunkeln auf eine photographische Platte. Als er die entwickelte, fand sich darauf ein hübsches Bild der Uranalkalisulfatkrystalle.

Nun verketzte sich Zufall mit Zufall. Als er seinen Versuch überdachte, sagte er sich, daß an dem Salz eigentlich nur das Uran strahlen könne. Und das mit ihm bekannte Ehepaar *Curie*, das sich für die Sache interessierte, hatte Gelegenheit, sich von aller Orten solche Uranerze kommen zu lassen, die dann auf ihre Strahlung untersucht wurden. Darunter war zufällig auch Material aus den Bergwerken zu Joachimsthal in Böhmen. Dieses strahlte viermal stärker als das übliche Uranmaterial.

An diesem Punkte setzte der Scharfsinn von Frau *Curie* ein. Sie folgerte, daß es nicht verschiedene Arten von Uran geben könne, sondern daß im böhmischen Erz wahrscheinlich noch ein anderer strahlender Stoff vorhanden sei. Herr *Curie*, der mit anderen Dingen beschäftigt war, fand diesen Gedanken so gut, daß er alles andere liegen ließ und als guter Chemiker die Joachimsthaler Erze Gemisch zu zerlegen begann. Was wäre aus der Radiumentdeckung geworden, wenn er seine frühere Arbeit nicht

unterbrochen hätte? Vielleicht würden wir noch heute kein Radium kennen.

Es gelang ihm, aus dem Uranerz einen Stoff auszuschleiden, der sich in jeder Weise so wie Bismuth verhielt, aber viel härter strahlte als das Uranerz.

An diesem Punkte gefellte sich zum Scharfsinn der Fleiß. Denn Frau *Curie* bemerkte, wenn man das Material durch Umkrystallisieren reinigte, daß dessen Strahlungsenergie zunahm. Trotzdem das sehr mühsam war, begann sie ihr Material mehrere hundertmal aufs neue zu reinigen, bis dadurch endlich daraus eine neue Materie hervortrat, die rund zwei Millionen mal härter strahlte als das ursprüngliche Uranerz, die reine Strahlungsenergie war und deshalb von den *Curies* den Namen Radium erhielt.

Seitdem ist die Welt um eine ihre Naturanschauung revolutionisierende Kenntnis reicher. Aber wie viel Verdienst hat daran die Wissenschaft und wieviel das Ungefähr? Der Wendepunkt war, daß *Bequerel* vergeblich wartete, bis die Sonne schien. Er selbst sagte, daß er, als er durch mangelnden Sonnenschein keine Fluoreszenz seines Uranalkalisulfates erhalten konnte, die Geduld verlor und eigentlich ohne rechten Grund die Platte entwickelte. Also hing die Entdeckung von einer momentanen Laune ab. Und sie wäre wohl auch unterblieben, wenn er nicht zufällig dieses Salz im Hause gehabt hätte.

Aus solchem Wissen heraus erklärt sich der unverbrüchliche Glaube aller echten Naturforscher, daß es in der wissenschaftlichen Arbeit gar nichts Unwesentliches und Bedeutungsloses gibt, daß also in einem gewissen Sinn jede scheinbar noch so fernliegende Arbeit gleich ernst und wichtig ist, weil sie sich als der erste Anfang zur Eröffnung neuer Fenster erweisen kann, durch die der Menschengeist hinausbliden kann aus der Beschränktheit seiner fünf Sinne und Alltäglichkeit in die Unendlichkeiten der Natur.

Aus unserer Sammelmappe.

Deutsche Arbeiter-Schaachzeitung. Monatschrift zur Förderung der Schachspielkunst in Arbeiterkreisen. Herausgegeben und redigiert von M. Wingefeld-München, unter Mitwirkung von G. Martin-Suttgart und G. Fiedler-Mürnberg.

Wie der Titel besagt, hat diese Zeitung, welche jeden Monat in einem Umfange von 16 Seiten erscheint, es sich zur Aufgabe gemacht, das Schachspiel in Arbeiterkreisen zu fördern. Und was hat das Schachspiel für eine Bedeutung für den modernen Arbeiter? Die Zeit des patriarchalischen Systems ist vorbei, der Arbeiter von heute ist längst über seine Lage im Klaren, er weiß, daß er zu seiner Verbesserung kämpfen muß. Jeder Kampf, sei er politischer oder wirtschaftlicher Art, bedingt zunächst ein klares, logisches Denken, und je mehr dem Arbeiter diese Eigenschaften innewohnen, desto leichter wird der Kampf. Aber logisches Denken allein tut es auch nicht; um den Sieg zu erringen, bedarf es großer Ausdauer und Entschlußfähigkeit. Alle diese Eigenschaften den Arbeitern einzupflanzen, bestreben die verschiedenen Gewerkschaften durch Veranstaltungen von Vorträgen, Herausgabe von Fachblättern, die Partei durch ständige Aufklärung in der Presse. Durch all dieses verbleiben dem Arbeiter nur wenige Ruhestunden, die er, einem inneren Drange folgend, mit einem Spielchen ausfüllen möchte. Wir wollen nicht eigens hier auf das schädigende Kartenspiel verweisen, wir wollen den Arbeitern ein Spiel empfehlen, welches neben der Unnehmlichkeit, daß dabei nichts verspielt und nichts gewonnen werden kann, die oben angeführten notwendigen Eigenschaften bei dem Arbeiter fördert.

Es ist das Schachspiel, das edelste aller Spiele!

Das Schachspiel hat in den letzten Jahren durch die Deutsche Arbeiter-Schaachzeitung solch große Verbreitung gefunden, daß in allen größeren Städten gut gehende Arbeiter-Schachvereine bestehen. Die Deutsche Arbeiter-Schaachzeitung enthält jedesmal interessante und belehrende Aufsätze über das Schachspiel, bringt immer eine Anzahl Partien nebst Besprechung, wichtige Mitteilungen aus der Schachwelt und eine reiche Auswahl von Problemen, die Anfänger und Geübte ansprechen, ihren Geist zu schärfen.

Der Herausgeber Max Wingefeld, München, Landskuter-Allee 14, ist stets bereit, Interessenten Auskunft zu erteilen und mit Ratschlägen an die Hand zu gehen.

Was sollen wir lesen? Soeben ist von unserer Parteibuchhandlung, der Wiener Volksbuchhandlung J. Brand u. Co., ein Katalog erschienen, der unter den gleichen Zwecken dienenden Erscheinungen des deutschen Büchermarktes in allererster Reihe steht. Das 208 Seiten umfassende Buch ist kein gewöhnliches Bücherverzeichnis mehr, es ist ein Nachschlagebuch, ein Ratgeber und Führer nicht nur für denjenigen, der erst zu lesen anfangen will, sondern auch für den geschulten Bücherkenner. Es ist überhaupt eine nicht zu unterschätzende Kulturart, aus dem Wiener Bildungswesen hervorgegangen, daß die Bücherverzeichnisse immer mehr die Aufgabe übernommen haben, durch Anpassung an Verständnis, Schulung und Bedürfnis der Arbeiter aller Bildungsstufen zugleich Rat und Belehrung zu erteilen. Aber dieser Katalog hat an Reichhaltigkeit des Inhalts und geschickter Anordnung das Höchste geleistet; das kann unberührt von jeder Voreingenommenheit des Parteimenschen gesagt werden. Er ist ein Sammelkatalog aller deutschen Parteibuchhandlungen und enthält alles, was in deutscher Sprache über Kapitalismus und Sozialismus geschrieben worden ist. Wer zum Beispiel etwas über das Verhältnis der „Gelben“ zu den Unternehmern erfahren wollte, mußte in den bisher üblichen Katalogen

entweder schon einen bestimmten Schriftsteller- oder Buchnamen wissen, um zu seinem Ziele zu kommen. Hier findet er unter I. „Gesellschaftswissenschaften“, Abt. „Gegenwartsfragen“, Abt. „Gegenwärtige Bewegung“ ohne alle zeitraubende Mühe das Gesuchte. Zwölf solcher Abt. mit vielen Abteilungen allein hat die gesellschaftswissenschaftliche Gruppe. Ähnlich ist die Einteilung der zweiten, die der Naturwissenschaften, weniger genau, einfach alphabetisch geordnet die Dichtungen. Eine Einteilung schien hier weniger notwendig, weil in die Gruppe tatsächlich nur solche Bücher aufgenommen wurden, die mit ruhigem Gewissen empfohlen werden dürfen. Jugend- und Kinderbücher fehlen nicht, und wie die Bücher des eigenen Verlages den Anfang, machen die billigeren Gelegenheitskäufe (nicht gebrauchte Bücher!) den Schluß. Der Katalog 1914 bietet ein lebendiges Bild des Umfangs und Inhaltes der geistigen Arbeit und ihrer Bewegung innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie.

G. S.

Gehirnumfang und Geistesgaben. Der Gehirnumfang galt lange Zeit als das beste Maß für die Geisteshöhe, nicht nur beim Menschen, sondern allgemein im Tierreich. Die neueren Forschungen der Gehirnanatomen haben aber diesen bequemen Maßstab für die Genialität erbarmungslos zerbrochen. Der Gehirnumfang ist kein Maßstab für die Geistesgaben eines Wesens, wir müssen schon nach einem anderen Wertmesser suchen. Die Anatomen sind eifrig an der Arbeit, aber so schnell ist diese Aufgabe nicht zu lösen, denn es heißt auf diesem Gebiete fast noch einmal von vorn anfangen. Um bei dem Bild von dem Maßstab zu bleiben; die Anatomen müssen den neuen Wertmesser für das Gehirn erst Zentimeter für Zentimeter, ja, wenn man die Schwierigkeit einer solchen Arbeit betrachtet, dann möchte man sagen, Millimeter für Millimeter in mühsamer Arbeit aufbauen.

In der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte hat Brodmann durch seinen Vortrag über die neuen Forschungsergebnisse der Großhirnrinde Anatomie ein gutes Bild von dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft gegeben. Ein Vergleich der Oberflächengröße verschiedener Tiergehirne hat gezeigt, daß der Elefant ein größeres Gehirn besitzt als der Mensch und daß Pferd, Hund und der Lämmler, ein zu den Delphinen gehörender Fisch, an Gehirnoberfläche fast auf derselben Stufe stehen wie der Mensch. Untersuchungen an Wale sind bisher noch nicht vorgenommen worden, sie würden aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch ein größeres Gehirn ergeben als es der Mensch hat. Ist die Größe der Gehirnoberfläche also als Maßstab für die Geisteshöhe des betreffenden Wesens anzusehen, so müßte der Elefant über dem Menschen stehen und a. B. das Pferd an Intelligenz dem Menschen sehr verwandt sein. Schon dieser Vergleich, der unwillkürlich wie ein Kasernenhofweg anmutet, zeigt die Unhaltbarkeit des alten Maßstabes. Es hat sich gezeigt, daß die Oberflächenausdehnung eines Gehirnes sich nach der Körpergröße richtet, aber auf die Geisteshöhe des betreffenden Wesens keinen Einfluß hat. Nun wurde die Furchung des Gehirnes als Maßstab der Intelligenz angesehen, derart, daß die größere Furchung ein Zeichen höherer Entwicklung sei. Aber auch hier hat sich ergeben, daß der Mensch nicht die größte Furchenfläche des Gehirnes aufweist, er wird übertroffen von Elefant, Lämmler, Schimpanse und Pferd, und der Seehund steht dem Menschen fast gleich. Auch die Furchenentwicklung des Gehirnes kann also nicht als Maßstab für die höhere oder niedrigere Organisation seines Trägers herangezogen werden. Trotzdem besteht kein Zweifel, daß das Gehirn der Träger der Geistesfähigkeit ist, es muß also auch Kennzeichen für die Höhe derselben erkennen lassen. Welcher Art sind nun diese Anzeichen? Das Gehirn zerfällt in eine ganze Reihe von Bezirken, die den einzelnen Sinnen zukommen, und die Größe dieser Bezirke zu einander sowie ihre mikroskopisch-anatomische Aufbau zeigen Verschiedenheiten. Hier werden wahrscheinlich die Beziehungen liegen, die später einmal, nach genauer Erforschung aller dieser Dinge, einen Maßstab für den Vergleich der Geisteshöhe der Tiere und Menschen bilden.

Das beste Licht für die Augen. Interessante neue Experimente über die Art und Stärke des Lichtes, die dem Auge am zuträglichsten ist, hat der amerikanische Professor C. C. Ferree angestellt und seine Resultate auf dem internationalen Kongreß für Schulhygiene in Buffalo bekannt gegeben. Für ein kurzes, scharfes Hinschauen, bei dem keine Einzelheiten erkannt werden sollen, ist sehr helles Licht notwendig, doch verursacht dieses leicht Ermüdung. Wenn man die Augen lang Zeit an gebrauchen wünscht, so sollte die Helligkeit schwach sein, viel schwächer, als man gewöhnlich für erforderlich zu einer guten Beleuchtung hält. Die Versuche von Professor Ferree gingen darauf hinaus, die Wirkungen des Tageslichtes und dreier künstlicher Licht-Einrichtungen, die er als direktes, indirektes und halbindirektes Licht klassifiziert, miteinander zu vergleichen. Diese vier Formen der Beleuchtung wurden zunächst in der gleichen Lichtstärke beobachtet. Dabei ergab sich, daß am Ende einer Dauer von 3 Stunden, während deren das Auge unter diesen besonderen Lichtbedingungen zum Lesen verwendet wurde, die Sehschärfe in dem Falle des Tageslichtes und des indirekten Lichtes nur wenig beeinträchtigt war, während bei den beiden anderen künstlichen Beleuchtungsformen eine starke Ermüdung und Abnahme der Sehschärfe konstatiert wurde. In seiner zweiten Gruppe von Beobachtungen wurde die Lichtstärke bei jedem der verschiedenen Systeme in verschiedenen Graden angewendet. Auch hier waren die Resultate bei Tageslicht am günstigsten und bei indirektem Lichte fast ebenso günstig. Bei dem sogenannten halbindirekten Lichte ergab sich, daß

die Sehschärfe sich nur bei einer sehr geringen Reihe von Intensitätsstufen gleich stark erholt; bei hellerer oder schwächerer Beleuchtung tritt die Abnahme der Sehschärfe nach Ablauf der 3 Stunden sehr deutlich hervor. Verwendete man die direkte Lichtform, so wurde ihre Wirkung bei allen Helligkeitsgraden als gering festgestellt, obwohl auch hier ein Maximum bei einer ganz bestimmten Stärke der Beleuchtung gefunden wurde. Die günstigsten Helligkeitsgrade, die für die Sehschärfe des Auges die besten Resultate ergaben und beim Lesen am vorteilhaftesten wirkten, lagen weit unter der Lichtstärke, bei der die Sehschärfe des Sehens am größten ist, und sind geringer, als man im allgemeinen zu jeder Arbeit, bei der die Augen auf einen nahen Gegenstand gerichtet sind, bisher für erforderlich gehalten hat. Nach der Ansicht des Gelehrten ist daher bei der Wahl des besten Lichtes für die Augen weniger die große Helligkeit als die günstige Form der Beleuchtung, wie sie sich im indirekten Lichte darbietet, zu beobachten.

Die Luftverschlechterung in Arbeitsräumen. In dem Zeitalter des Taylor-Systems, da die hier nach gesteigerter Profrate des Kapitalismus unter dem Schlagwort „wissenschaftliche Organisierung der Arbeit“ und unter der Vorpiegelung steigbarer Löhne zu einer bisher unerbörter raffinierter Ausnutzung der Arbeitskraft Stimmung macht, verdienen alle Fortschritte der Wissenschaft besondere Beachtung, die wirklich zu verbesserten Arbeitsbedingungen führen, ohne daß die Mehrleistung an Arbeit aus einer Steigerung der seelischen Spannung herausgedrückt wird, wie es das Taylor-System mit sich bringt.

Es wird daher für alle, welche die Lähmung der Arbeitskraft in der mit Menschen überfüllten Werkstatt, im Arbeitsaal oder Bureau Tag für Tag am eigenen Leib zu fühlen bekommen, und das was ihnen die Unzulänglichkeit ihres Arbeitsraumes an Spannkraft raubt durch ein Plus an Energie, das sonst ihren freien Stunden zugute kam, ersparen müssen, von Interesse sein, zu vernehmen, daß nun in dem Zentralblatt für Biochemie und Biophysik (1913) Untersuchungen von E. P. Norton vorliegen, welche „bessere Leistung bei geringerem Kräfteverbrauch“ (denn das wäre die ideale Formel einer Arbeitsreform) ermöglichen.

Norton untersuchte die Luftverschlechterung in Arbeits- und Wohnräumen durch die ausgeatmete Luft und fand, daß die bisherige weitverbreitete Ansicht, wonach sich die verbrauchte Luft zu Boden senke und das Zimmer langsam von unten aus anfülle, nicht der Wahrheit entspreche.

Die Kohlenäure und sonstige mit der ausgeatmeten Luft in die Atmosphäre dringenden schädlichen Substanzen bewegen sich stets nach aufwärts, wenn die Zimmertemperatur unter 30 Grad Celsius bleibt und die Luft trocken ist. Die mit Wasserdampf gesättigte ausgeatmete Luft ist keineswegs dichter als frische Luft. Es wird sich daher in der Praxis jedes Ventilationsystems am besten bewähren, das an der Zimmerdecke die verbrauchte Luft absaugt. Unten geöffnete Fenster, wie sie Architekten empfehlen, überhaupt jede Lüftung, die nur die unteren Schichten des Arbeits- oder Wohnraumes berührt, sind im Lichte dieser neuen Erkenntnis unzulänglich. Welchen Einfluß aber reine Luft auf die Spannkraft der Arbeitenden hat, wenn man schon in Werkstatt und Bureau nicht darauf achtet, wissen am allerbesten die Lehrer aus dem Unterschied ihrer und ihrer Schüler Leistung zu Beginn und am Ende der Unterrichtsstunden.

Wo steht das erste deutsche Heinedenkmal? Das in Frankfurt a. M. entwürfte Heinedenkmal wurde in allen Berichten als das erste deutsche Denkmal für den „ungezogenen Pöbel der Grazien“ bezeichnet. Demgegenüber dürfte es interessant sein, zu erfahren, daß Deutschland schon seit etwa zwanzig Jahren ein öffentliches Heinedenkmal besitzt, das zwar an künstlerischer Schönheit mit der Schöpfung Kolbes in Frankfurt keinen Vergleich aushält, aber als ein Zeichen der Heineverehrung deutscher Frauen nicht vergessen bleiben soll. Es steht auf der Friedensau bei Elberfeld, hoch auf den prächtigen Höhen, die dieser Stadt ihre großen landschaftlichen Vorzüge verleihen, und wurde von der Gattin des bekannten Wuppertaler Kunstfreundes Freiherrn von der Heydt errichtet. Allerdings: einen besonderen Kunstwert besitzt dieses erste deutsche Heinedenkmal nicht; es besteht aus rohen Basaltblöcken, die zu einem Sockel zusammengestellt sind. Born ist eine Steinplatte mit der Inschrift: „Dem Andenken Heinrich Heines“ eingelassen, eine zweite Platte auf der Rückseite trägt den Vers Heines:

„Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Wähe klingen, Vögel singen
Und die dunklen Wälder jagen.“

„Dunkle Tannen“ umfassen auch die Stelle, von der man weit in das „Bergische Land“ hineinsieht, das von jeher ein „Dichterswinkel“ gewesen ist.